

Maren Bohm

Heloisa

oder

Die Vertreibung aus dem Paradies

Philosophischer Roman



Maren Bohm

Heloisa
oder
Die Vertreibung
aus dem Paradies

Verlag Karl Alber Freiburg/München



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2018
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Karte: © Peter Palm, Berlin
Satz: SatzWeise GmbH, Trier
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN (Buch) 978-3-495-48905-5
ISBN (E-Book) 978-3-495-81500-7



Lebensorte Heloisas

Inhalt

Prolog _____	9
Burg Montsoreau _____	12
Kloster Sainte-Marie d'Argenteuil _____	26
Paris _____	41
Sainte-Marie d'Argenteuil _____	235
Paraklet _____	285
Epilog _____	380
Nachwort _____	394
Anhang _____	399
Überlegungen zur Rekonstruktion der Ereignisse _____	399
Zeitgenossen Heloisas und Abaelards _____	432
Chronologischer Überblick _____	445
Quellenhinweise _____	452

Prolog

»Wehe, wenn du das Kind sterben lässt!«

Die Amme zuckte zusammen, wenn sie an die Worte nur dachte, die ihr die fremde Magd zugezischt hatte.

Was bildete diese Frau sich ein, ihr diese Mahnung, diese Drohung mit auf den Weg zu geben.

Als würde sie, die Amme, jemals einem Kind etwas antun. Es waren schließlich die vermutlich hochadeligen Eltern, die ihr Neugeborenes loswerden wollten und es im Dezember im Wagen auf die weite Reise vom Anjou nach Paris schickten – auf Nimmerwiedersehen.

»Armes Würmchen«, murmelte die Amme, beugte sich über das Kind und streichelte der Kleinen sanft über das schlafende Gesichtchen. Es war ihr, als würde das Mädchen lächeln.

Seufzend lehnte die Amme sich zurück und dachte an ihr eigenes Kind, gerade so alt wie dieses Wesen da im Korb. Mit ungutem Gefühl hatte sie ihren Jungen zurücklassen müssen. Strengstens war ihr untersagt, beide Kinder zu stillen. Nun ja, bei dem Geldbeutel, den ihr die Magd in den Schoß legte, und bei dem Geldbeutel, den sie erhalten würde, wenn sie das Kind im Kloster Argenteuil lebend und gesund der Äbtissin übergeben hätte, würde es sich lohnen.

Wenn, falls. Besorgt spähte die Amme durch den Schlitz des Ledervorhangs. Grau und düster lagen die Wiesen in der Dämmerung. Es regnete und stürmte immer noch. Schauerlich kalt und klamm war es im Wagen. Es wäre Zeit, endlich die lange Wickelbinde zu lösen und die Glieder der Kleinen zu massieren.

»Wie lange noch bis zur nächsten Herberge?«, rief sie einem der neben dem Wagen reitenden Kriegsknechte zu.

Der wiegte bedenklich den Kopf.

»Geduld. Es dauert noch. Nicht vor Einbruch der Nacht.«

Unwillig nahm sie von dem reichlich bemessenen Essen. Gute, nahrhafte Milch sollte sie für die Kleine haben. Sonderbar waren diese Adeligen. Taten alles, um das Kind am Leben zu erhalten – und wollten doch nichts mit ihm zu tun haben. Dabei war ein Bastard beim Adel eher willkommen, jedenfalls kein Grund, ein Kind verschwinden zu lassen.

Mit einem Ruck hielt der Wagen, so dass die Amme sich fast in den Finger geschnitten hätte.

Mit halben Ohr vernahm sie, wie die Kriegsknechte mit einem Mann sprachen.

»Scheint ungefährlich zu sein. Lassen wir ihn mitfahren. Eine gute Tat verringert die Zeit im Fegefeuer.«

Die Männer lachten, wenn auch Angst in ihrem Gelächter lag.

Argwöhnisch betrachtete die Amme den jungen Mann, der sich ihr gegenüber auf die Bank setzte. Nass bis auf die Haut, wie es schien. Er grüßte, streifte seine Kapuze ab und zum Vorschein kamen schwarze Locken.

»Was treibt Euch im Winter auf Wanderschaft?«, fragte sie misstrauisch.

»Paris. Ich will Paris erobern. – Ein Scherz. Nur die philosophische Welt.«

Verblüfft schaute sie ihn an.

»Petrus Abaelard ist mein Name. Ich bin Wanderphilosoph, bin mal hier, mal dort, bin auf dem Weg nach Tours. Anschließend denke ich nach Loches zu gehen, um dort bei Roscelin Dialektik zu studieren. Aber was plaudere ich da. Ihr habt anderes zu tun.«

Abaelard betrachtete das Mädchen im mit Fellen ausgelegten Weidenkorb.

»Wenn es kein Geheimnis ist, aus welchem Hause stammt denn die Kleine?«

Die Amme zuckte die Achseln.

»Wenn ich das wüsste. Nicht einmal ihren Namen hat man mir verraten. Aber ich habe etwas aufgeschnappt. Ich glaube, sie heißt: Heloisa.«

Burg Montsoreau

Inzest!

Hersendis verriegelte die schwere Holztür zu ihrer Keminat und lehnte sich wie eine Gehetzte, Verfolgte dagegen.

Sie musste denken, sie musste wahrhaben, was sie seit Wochen wusste: Sie war schwanger, sie erwartete ein Kind, in Sünde empfangen. Sünde war ein zu schwacher Ausdruck für die schwere Schuld, die sie auf sich geladen hatte. Auch Schuld traf es nicht. Bis in die Ewigkeit wäre sie verdammt. Der Apostel Paulus hatte es klar und unmissverständlich an die Korinther geschrieben:

Überhaupt geht die Rede, dass Unzucht unter euch ist, und zwar eine solche Unzucht, wie sie es nicht einmal unter den Heiden gibt: dass einer die Frau seines Vaters hat.

Und ihr seid aufgeblasen und seid nicht vielmehr traurig geworden, sodass ihr den aus eurer Mitte verstoßen hättet, der diese Tat begangen hat.

Wenn ihr in dem Namen unseres Herrn Jesus Christus versammelt seid, soll dieser Mensch dem Satan übergeben werden.

Sie war es, Hersendis, sie hatte mit dem Sohn ihres Gatten geschlafen!

»Nein«, schrie Hersendis auf und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Der Holzfußboden schien unter ihr einzubrechen, deutlich sah sie Zacken und einen Riss, einen Schlund, der sich vor ihr auftat. Von Entsetzen gepeitscht sprang sie darüber hinweg und warf sich auf ihr Bett.

Es gab kein Entrinnen. Das Kind hatte ihr Gott gegeben, damit sie mit ihrem lasterhaften, seine Majestät beleidigenden, ihn erzürnenden Tun ein für alle Mal aufhörte. Doch auch wenn sie endlich die Kraft aufbrachte, Walter für

immer zu entsagen, so würde sie dennoch von einem Feuermeer in das nächste gestoßen. Sie sah sich brennen, sie fühlte den Schmerz auf ihrer Haut. Verzweifelt vergrub sie ihr Gesicht in den Kissen.

Von Ekel erfasst, setzte sie sich auf, kniete auf dem Bett. Diese Kissen aus Seide, die weiche Steppdecke, dieser Vorhang aus grünem Brokat. Hatte sie wirklich geglaubt, das Auge Gottes sähe nicht, was sie dahinter trieben? Wie konnte sie es nur einen Augenblick länger auf diesem Bett aushalten, dem Ort ihrer Lust und ihres Todes bis in alle Ewigkeit.

Aber wohin? Vor ihrer Kemenate in den Gängen, in den Kammern, dem Saal und in der Küche waren die Bedienten und Leibeigenen mit den Vorbereitungen für das abendliche Festmahl beschäftigt. In der Bibliothek hatte ihr kleiner Sohn Stephan Unterricht bei seinem Hauslehrer und rezitierte sicher wie so oft die *Disticha Catonnois* von Cato, auf dass ein guter Mensch aus ihm werde. Hersendis rang verzweifelt nach Luft. Auch wenn sie ganz allein in ihrer Burg wäre, wohin könnte sie noch gehen, wo sich verbergen, ohne dass der Zorn Gottes sie einholte.

In die Kapelle. Dort wäre sie sicher. Das Gotteshaus war ein Ort, in das sich Verfolgte flüchten konnten. Belüge dich nicht. Betrüge Gott nicht. Vor Gottes Rache war sie auch hier nicht sicher. Wie oft hatten sie und Walter Gott in dieser Kapelle geschworen, nie wieder sich gegenseitig zu berühren. Wie viele Nächte hatten sie voller Scham und Reue in Kreuzesform auf dem harten Steinfußboden gelegen und um Vergebung gebetet. Umsonst. Nach Zeiten der Enthaltbarkeit kam die Wollust wie ein wütendes, rasendes Tier über sie, riss sie herum und ineinander.

Die junge Frau japste nach Luft, hob flehend die Hände zum Herrn Jesus am Kreuz. Doch der sah triumphierend auf die Verdammte herab, es gab kein Band zwischen ihm und

ihr. Nicht nur Inzest, noch dazu in der Fastenzeit vor seinem Kreuzestod war dieses Kind empfangen worden.

Niedergeschlagen erhob sich Hersendis. Die Beine taten ihr weh, obwohl sie stundenlanges Knien gewohnt war. Sie bückte sich, strich mit ihrer rechten Hand über die schmerzenden Glieder, fühlte den Stoff ihres Kleides, rot glänzende Seide. Wie eine Hure, dachte sie angewidert von sich. Nein, es gab keine Hoffnung, sie war unrettbar verloren.

Da fiel ihr Blick auf den Marienaltar, Maria im roten Kleid, das Jesuskind auf dem Arm. Auch sie im roten Kleid!

Hersendis fiel vor der Mutter Gottes auf die Knie:

»Mutter Maria. Erhöre mein Flehen. Auch du hast ein Kind empfangen, von dem niemand wissen durfte, von wem es war. Du bist gesegnet worden, ich bin verdammt. Ich bitte dich, halte Fürsprache für mich bei deinem Sohn.«

Hersendis hielt inne, rang nach Worten. Noch niemals hatte sie in der Beichte die Wahrheit gesagt, sich noch niemals der Mutter Gottes anvertraut.

»Urteile, ist es meine Schuld, allein meine Schuld, dass es so gekommen ist? Mein Vater, Hubertus de Campania mit dem Beinamen Rasorius, der Herr von Burg Durtal an der Loire, hat mich mit 12 Jahren auf Geheiß des Bischofs von Angers mit dem Herrn Fulco verheiratet, damit mein Vater endlich damit aufhörte, feindliche Burgen dem Erdboden gleichzumachen. Dem Herrn Fulco hatte er eine Burg zerstört und sein Land verwüstet. Ich sollte die Garantie für den Frieden zwischen den Häusern sein, tatsächlich war ich meines Ehegatten Geisel und wurde auch so von ihm behandelt. Als der Herr Fulco einen Reitunfall hatte und starb, hoffte ich aufatmen zu können. Es schien auch so. Wohl ein halbes Jahr lebte ich wieder auf Durtal, ich habe die Burg sehr gemocht, die Loire, die an den Burgmauern entlang fließt. Meinen jüngeren Brüdern habe ich Unterricht erteilt in Latein und in der Religion.

Glaube mir, bis dahin war mein Leben ohne Sünde, soweit ein Leben das sein kann.

Doch dann wurde ich mit dem Herrn Wilhelm von Schloss Montsoreau verheiratet. Und mit dem Tag meiner Hochzeit griff der Satan mit seiner dürrer, aber festen Hand nach mir. Mein Vater führte mich meinem Bräutigam zu. Der war von hohem Adel, jedoch alt, herrisch und jähzornig. Seine machtgierigen Augen über buschigen grauen Augenbrauen erschreckten mich. Etwas hinter ihm im Festsaal stand sein Sohn, jung, so jung wie ich, ein Ritter wie er sein soll, dabei gelehrt wie ein Priester, wie ich schon beim Hochzeitsmahl bemerken musste. Walter – ich liebte ihn sofort – und musste mit seinem Vater das Beilager vor allen Hochzeitsgästen teilen, auch vor ihm.

Ich schwöre bei Gott, der alles weiß und in die Herzen der Menschen hineinblickt, ich habe niemals, so lange mein Gemahl Wilhelm lebte, nur einen Kuss mit Walter getauscht, obwohl mein Gatte mich geschlagen hat, wie es ihm beliebte, obwohl er das Recht auf die erste Nacht bei jeder Leibeigenen ausgekostet hat. Widerspruchslos habe ich mich gefügt und ihm, wie es sich gehört, einen Sohn geschenkt, Stephan.

Ich weiß, von Toten sollte man nicht schlecht sprechen, doch Wilhelm, wenn Ihr mich bei Gott verklagt, selbst Abt Balderich von Bourgueil pries zwar Euren hohen Adel, rügte jedoch, wie sehr Ihr andere verletzt oder ihnen übel mitgespielt habt.

Dann starbt Ihr. Lange ist es her. Ich, Eure Witwe, blieb zusammen mit meinem Sohn Stephan auf Eurer Burg. Euer Sohn Walter, mein Stiefsohn, wurde Herr von Montsoreau.

Mutter Maria, Stiefsohn! Wir sind nicht blutsverwandt, und doch bin ich Walters Mutter. Was sollte ich tun, wie mich ihm widersetzen, als er zu mir des Nachts in meine Kemenate kam, sich zu mir ans Bett setzte, als wollte er

sich mit mir unterhalten, mich berührte, begehrte – und ich ihn seit Jahren liebte. Gott, du bist mein Zeuge, wie oft habe ich Walter gebeten, angefleht, er möge sich verheiraten, damit unser schändliches Tun ein Ende hätte. Er weigerte sich, nicht mit Worten, denn wie sollte er sich mit rechter Vernunft dieser Befreiung aus unserer Not widersetzen. Er handelte, indem er nichts tat.

Schau auf mich herab, nun trage ich ein Kind von ihm unter meinem Herzen. Bitte deinen Sohn, dass von meiner Sünde nichts auf dieses Kind übergehe.

Mutter Maria, ich flehe dich an. Bleibe nicht stumm. Zeig mir durch deinen Sohn Jesus Christus einen Weg, der ewigen Verdammnis zu entgehen.«

Erschöpft hielt Hersendis inne, lauschte: Hundegebell, Pferdewiehern. Die Jagdgesellschaft kehrte zurück. Walter, Graf Fulco von Anjou, ihr Bruder Hugo, ihre Stimmen konnte sie deutlich heraushören, so aufgewühlt, erregt wirkten sie.

Hersendis warf einen Blick auf den Jesus über dem Altar, der unnahbar, den rechten Zeigefinger tadelnd erhoben, über sie und ihre Leiden hinwegblickte. Sie erschrak vor seiner Strenge, bekreuzigte sich und eilte hinaus auf den mit runden Türmen eingefassten Burghof.

Hoheitsvoll erwartete sie auf der Treppe zum Palas die Herren, die nun ihre Pferde zum Stehen brachten, grüßten und absaßen.

Sie erwiderte den Gruß, kräuselte die Stirn und fragte verwundert: »Ihr kommt von der Jagd. Wo ist das Wild?«

»Treffsicher, meine verehrte Hersendis, habt Ihr gleich erkannt, wir haben keins geschossen«, antwortete Graf Fulco von Anjou und ging so dicht auf die junge Frau zu, dass sie seinen Atem riechen konnte, vor dem sie zurück-

wich. Konnte dieser herrschsüchtige, verdrießliche, alte Mann nicht endlich aufhören, sie zu belästigen?

»Wir sind Besserem nachgejagt, unserem Seelenheil«, fuhr er fort, um sogleich eine bedeutungsvolle Pause zu machen.

»Wie das?«

»Gleich nach unserem Fortreiten haben wir den Charismatiker Robert Arbrissel getroffen, besser, Gottes Leitung hat uns zu ihm geführt, und wir sind dem Gottesmann zu seinen Armen in den Wald gefolgt. So viele Hungerleider habe ich im Leben noch nicht gesehen.«

Er machte ein betrübtes Gesicht und strich sich zerstreut über seinen grauen struppigen Bart.

»Na, diese Bedauernswerten sollten uns den Appetit nicht verderben. Ich habe Hunger«, erklärte er mit lauter Stimme und rieb sich die Hände. Mit einer ritterlichen Bewegung reichte er Hersendis den Arm.

Hersendis konnte gerade noch den fragenden Blick auffangen, den Walter ihr zuwarf. Sie schüttelte den Kopf, er erbleichte, fasste sich an Stirn und Brust, hielt in der Bewegung des Bekreuzigens inne und kratzte sich am Hals. Mit schleppenden Schritten ging er hinter Hersendis und dem Grafen von Anjou die Stufen zum Palas hinauf, neben ihm Hugo, der sich in jugendlichem Übermut sichtlich auf das Festessen freute.

Kaum hatte sich die Gesellschaft in der Halle versammelt, erklang aus dem Festsaal Musik: Zwei Flöten und eine Harfe versetzten die Wartenden in eine träumerische Welt. Der Duft von gebratenem Fleisch und Geflügel erfüllte den Raum, die Tafel, überladen mit Austern, mit Ingwer gelb gefärbten Hummern, Krammetvögeln auf weißem Brot und vergoldeten Lerchenzungen, wurde von den Dienern auf die Böcke gesetzt. Beim Schein der Honigkerzen begab man sich zu Tisch.

Hersendis verspürte Übelkeit. Walter, der als Herr von Montsoreau neben seiner Stiefmutter saß, war anscheinend ebenfalls der Appetit vergangen. Jedenfalls nahm er sich nur etwas Brot und Käse, wie Hersendis missbilligend bemerkte. Sie tippte ihn mit dem Schuh an, worauf er, wenn auch mäßig, sich von den Festtagsspeisen auffüllen ließ.

Graf Fulco unterhielt währenddessen mit dröhnender Stimme die Tischgesellschaft, obgleich die beiden Herren ihn während des Tages begleitet hatten.

»Robert Arbrissel, ein wahrhaft gottesfürchtiger Mann. Ihr, gnädige Gebieterin, hättet ihn sehen, erleben müssen«, wandte er sich an Hersendis. »Wie eine Säule stand Robert Arbrissel an der Wegbiegung. Unmöglich, an ihm vorbeizureiten. Sogar die Meute der Hunde hielt wie gebannt vor ihm inne. Zu gewaltig ist sein Aussehen: das wilde, lange Haar, sein grober Umhang, unter dem er ein Panzerhemd trägt, um sich zu kasteien, barfuß, sommers wie winters. Wir umringten ihn und er hielt uns wie Johannes der Täufer eine Predigt, die wir so schnell nicht vergessen werden. So ist es doch, meine Herren«, rief Graf Fulco, hob seinen Becher mit Gewürzwein und blickte triumphierend in die Runde.

»Und nach der Predigt?«, fragte Hersendis. »Es wird erzählt, dass sich Hunderte, wenn nicht über tausend Menschen um ihn versammelt haben und ein Zuhause in der Wildnis finden.«

»Das ist richtig«, stimmte Graf Fulco ihr zu. »Es sind über Tausend, meist Frauen. Die Elendsten der Elenden. Pauperes Christi nennen sie sich, die Armen Christi sind sie in der Tat. Konkubinen und Priesterfrauen, die davon gejagt wurden, weil ihre Gott geweihten Männer endlich den Zölibat einhalten müssen, den Papst Urban jetzt überall in Frankreich durchsetzt. Schwangere Frauen, viele schwan-

gere Frauen, Frauen mit kleinen Kindern, die sonst verhungern würden. Ihnen allen gibt er eine Bleibe.«

»Er gibt den Frauen Würde«, wurde Graf Fulco von Walter unterbrochen. »Er führt sie zu ihrem Seelenheil vor Gott.«

»Sogar Prostituierte nimmt er auf«, übertönte Graf Fulco die leise gesprochenen Worte Walters. »Keine schickt er weg. Jede Frau, auch jeder Mann, allerdings sind es nur wenige, ist willkommen«, verkündete er, während die Austernschale nur so knackte.

»Auch adelige Frauen sind dabei«, sagte Walter in den kurzen Augenblick der Stille hinein.

Hersendis zuckte zusammen. Warum erwähnte gerade Walter dies?

Sie blickte Walter erstaunt an. Er starrte auf seinen Brotsteller, wandte sich dem Diener zu und ließ sich eine Schale mit frischem Wasser und ein sauberes Mundtuch reichen.

»Habt Ihr mit den adeligen Frauen sprechen können. Warum ziehen sie ein Leben in Armut dem auf einer Burg vor?«, fragte Hersendis, obwohl sie die Antwort kannte. Misshandelt waren die adeligen Frauen, fast noch als Kind verheiratet, nur zum Gebären missbraucht, geschlagen und gedemütigt, und das mit kirchlicher Duldung. Eine Scheidung vom Papst zu erwirken war fast unmöglich. Da hatten sie es nicht mehr ausgehalten und waren davongelaufen, geflüchtet.

»Nun ja, adelige Frauen haben eben ihre Launen«, wich Graf Fulco ihrer Frage aus.

»Das Anstößige daran jedoch ist, so meine ich als Herr dieses Landes, dass die Standesunterschiede aufgehoben sind. Ob Leibeigene oder Adelige, alle sind in dieser Gemeinschaft der Armen gleich.«

»Gleich am Verhungern«, mischte sich Hersendis' Bruder in die Worte seines Lehnsherrn ein.

»Die Frauen hausen in elenden Hütten, sind blass wie der Tod. Die Nahrung, die sie als Almosen erhalten, reicht kaum aus, um so viele Mäuler zu stopfen. Keiner weiß, genauer, keine weiß, wie sie den nächsten Winter überstehen, überleben soll. Ganz viele Frauen haben nicht einmal eine Hütte, sondern schlafen auf dem Boden. Es müsste etwas für sie getan werden.«

Graf Fulco schnaubte und blickte Hugo missmutig an. Sollte der doch den Mund halten, er, Graf Fulco, war der Herrscher des Anjou und Hugo war sein Vasall.

»Die Sache verhält sich wohl etwas heikler. Robert Arbrissel schläft mit diesen Frauen auf dem nackten Erdboden. Er liegt ganz dicht bei ihnen, angeblich um sich selbst zu knechten und zu strafen, weil er Frauen, den Verkehr mit Frauen, so sehr liebt.«

Wie Ihr, Graf Fulco, dachte Hersendi angeekelt.

Hersendis schaute in die Runde und ließ sich so laut vernehmen, dass jeder es am Tisch hören konnte: »Wer als einziger Mann in ganz Frankreich etwas für die unglücklichen, verstoßenen, misshandelten Frauen tut, der braucht um üble Nachrede nicht zu sorgen.«

Ihr Stiefsohn Walter stöhnte auf.

Graf Fulco wurde rot und wirkte wütend »Da mögt Ihr wohl recht haben«, gab er schließlich zu. Er fasste sich und lachte plötzlich laut und unbändig:

»Lasst uns darauf anstoßen, dass Gott Robert Arbrissel und seine Armen in besonderer Weise segnen möge.«

Auf und ab, hin und her, seit Stunden bis in die Nacht hinein. Vom Kamin, in dem die Glut allmählich erlosch, zum Betgestühl, auf dem sie niederkniete, vom Bett, das sie verabscheute, zum Schminktisch, der sie anwiderte, vom Fenster, unter dem unten die Loire gurgelnd floss, zur Tür, durch die endlich, endlich sich Walter in ihre Kemenate

schleichen müsste. Nichts. Die Kerzen brannten nieder und weiter ging sie auf und ab, von einer Unruhe getrieben, wie sie Hersendis niemals zuvor gespürt hatte.

Walter kam nicht. Ließ er sie allein, allein mit ihrem Kind unter dem Herzen und ihrer Schuld vor Gott? Hersendis blieb vor der Wandmalerei stehen, Jesus und die Ehebrecherin. Wie gnädig, wie milde Jesus mit der Frau gesprochen hatte: ›Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr‹. Nein, diesen Jesus gab es nicht, nicht für sie, die Inzest getrieben hatte. Für diese Sünde durfte sie keine Gnade erwarten. Glaubte Walter wirklich, wenn er sie im Stich ließ, er könnte Gottes Gericht, nein, Gottes Verdammnis entgehen?

Leise öffnete sich die Tür und wurde sofort wieder geschlossen.

»Es hat mich keiner gesehen«, raunte Walter.

»Ist das Eure einzige Sorge?«

Walter zog unwillig die Stirn in Falten.

»Ihr kommt spät«.

»Hersendis, was soll das? Ihr wisst genau, dass Graf Fulco ein Säufer ist. Ihn als Gast zu bewirten, heißt sich mit ihm zu betrinken. Fast die ganze Nacht musste ich seine Klagen ertragen. Ach, der Arme! Ständig muss er Krieg gegen seine Nachbarn führen, seine sich gegen ihn auflehrenden Vasallen bestrafen. Und dazu ist er noch vom Papst exkommuniziert, weil er seinen Bruder seit über zwei Jahrzehnten eingesperrt hat. Das alles habe ich mir schon so oft anhören müssen, dass ich es fast auswendig weiß. Widerwärtig wurde dieser hässliche, alte Mann, als er sich laut aufschluchzend beklagte, seine Gattin Bertrada habe sich des Nachts von Soldaten König Philips entführen lassen. Dabei ist das auch schon drei Jahre her. Er selbst ist wahrhaft nicht besser, hat sich vierer Ehefrauen entledigt, bis ihm diese fünfte Hörner aufgesetzt hat und sich un-

mittelbar nach der Entführung Pfingsten mit König Philip hat trauen lassen.

»Bigamie«, hat er geschrien und mit voller Wucht den Kelch mit Wein umgestoßen. Ich konnte gerade noch zur Seite ausweichen. »Dabei gehört Bertrada mir, ich habe sie für ein Stück Land gekauft«.

Es ist wirklich eine schwere Sünde. Schließlich ist König Philip ebenfalls verheiratet. Aber gegen die junge, schöne Bertrada kann die dicke Königin nicht an und er hat sie davongejagt. Der Papst wird den König und Bertrada im November in Clermont erneut bannen und den Geistlichen verbieten, den Lehenseid ihm gegenüber zu leisten.«

»Ihr lenkt ab«, wurde Walter von Hersendis unterbrochen. »Nicht Graf Fulco noch der König mit Bertrada sind die Sünder, die vor Gott kein Erbarmen finden werden, sondern WIR, Ihr und ich.«

Hersendis sah ihm fest in die Augen, dann wankte sie, ließ sich weinend auf einem der beiden Faltstühle nieder, die vor dem Kamin standen.

»Es ist also wahr, Ihr erwartet ein Kind.«

»Ich erwarte Euer Kind«, schluchzte Hersendis, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.

Walter stand unschlüssig herum und entnahm dann der Truhe ein Schnupftuch, das er Hersendis reichte. Sie knautschte es zusammen, ihre Schultern zuckten. Ihm wurde es unheimlich. Wenn nun ihre Zofe das Weinen hörte und hineinschaute.

»Fasst Euch«, bat er leise.

Hersendis nahm sich zusammen.

»Was also soll Eurer Ansicht nach geschehen?«, fragte sie hart.

Als er nicht antwortete, fuhr sie fort: »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Ihr Euch nicht während des langen Abends darüber Gedanken gemacht hättet.«